

SUSAN ELIZABETH PHILLIPS

Träum weiter, Liebling

## *Buch*

Die junge Witwe Rachel Stone ist Katastrophen gewöhnt. Und so wundert es sie wenig, daß ihr Auto genau in der Stadt den Geist aufgibt, die sie eigentlich meiden sollte: Mit stolzen neun Dollar Eigenkapital und ihrem fünfjährigen Sohn landet sie in Salvation, North Carolina – dem Ort, in dem ihr verstorbener Mann als Fernsehprediger die empörten Bürger angeprangert hatte, bevor er bei einem Flugzeugunglück ums Leben kam. Mit ihm verschwanden fünf Millionen Dollar...

Auf der Suche nach einem Job trifft sie auf Gabe Bonner, einen einsamen, harten Mann, der zwar ihre Hilfe bei der Renovierung eines alten Restaurants gut gebrauchen könnte, aber nach einer persönlichen Tragödie keinen Menschen mehr in seiner Nähe ertragen kann. Aber Rachel ist viel zu energisch, um sich von seiner bissigen Art abschrecken zu lassen; ungerührt schnappt sie einfach zurück – und bleibt. Verblüfft über ihren Mut und ihre ungebrochene Lebensfreude, registriert Gabe, daß die beiden lebenswerten Nervensägen ihm bereits ans Herz gewachsen sind. Winzige Glücksmomente blitzen auf – doch da gräbt Gabes Bruder Skandalöses aus Rachels Vergangenheit aus...

## *Autorin*

Susan Elizabeth Phillips' Romane werden von den Lesern heiß geliebt und immer wieder preisgekrönt. Sie erreichten auf Anhieb die Bestsellerlisten von *New York Times*, *Publishers Weekly* und *USA Today*. Bisher wurden sie in fünfzehn Sprachen übersetzt – Tendenz steigend!

Susan Elizabeth Phillips lebt mit ihrem Mann und zwei Söhnen in der Nähe von Chicago.

*Von Susan Elizabeth Phillips im Taschenbuch lieferbar*

Bleib nicht zum Frühstück! (3 5029)

Kuß mich, Engel (3 5066)

SUSAN  
ELIZABETH  
PHILLIPS

---

Träum weiter,  
Liebling

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Gertrud Wittich

**BLANVALET**

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Dream A Little Dream«  
bei Avon Books, The Hearst Corporation, New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.  
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 1999  
© der Originalausgabe 1998 bei Susan Elizabeth Phillips  
© der deutschsprachigen Ausgabe 1999 by  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagmotiv: ZEFA/Meyer  
Satz: Uhl+Massopust, Aalen  
Druck: Elsnerdruck, Berlin  
Verlagsnummer: 35105  
Lektorat: SK  
Redaktion: Ilse Wagner  
Herstellung: Heidrun Nawrot  
Made in Germany  
ISBN 3-442-35105-7

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

*Für Tillie und ihre Söhne,  
und für Dad und Bob, zum Gedenken.*



Das Glück ließ Rachel Stone endgültig im Stich, als sie gerade am »Pride of Carolina«, einem Autokino, vorbeikam. Genau dort, auf der schmalen bergigen Asphaltstraße, die in der heißen Julisonne flimmerte, gab ihr altersschwacher Chevy Impala seinen letzten Atemzug von sich.

Sie schaffte es kaum, den Wagen an den Straßenrand zu lenken, als auch schon eine dicke, schwarze Rauchwolke aus dem Motor hervorquoll und ihr die Sicht nahm. Das Vehikel starb direkt unter dem großen sternenförmigen, gelb-lilafarbenen Eingangsschild des Autokinos ab.

Dieser letzte Schicksalsschlag war einfach zuviel. Sie legte die Hände aufs Lenkrad und ließ verzweifelt den Kopf darauf sinken. Sie konnte nicht mehr; seit drei langen Jahren kämpfte sie sich nun schon durch, doch nun konnte sie einfach nicht mehr. Hier, auf dieser kleinen Landstraße in North Carolina, kurz vor dem Städtchen, das ironischerweise auch noch Salvation hieß, war sie am Ende ihrer Kraft angelangt. *Salvation* – Rettung. Wo blieb *ihre* Rettung?

»Mommy?«

Sie wischte sich die Augen mit ihren Fingerknöcheln ab und hob den Kopf. »Ich dachte, du schläfst, mein Schatz.«

»Hab ich auch. Der komische Knall hat mich aufgeweckt.«

Sie drehte sich um und blickte ihren Sohn an, der vor kurzem seinen fünften Geburtstag gefeiert hatte. Er saß auf dem Rücksitz inmitten schäbiger Schachteln und Kisten, in denen sich alles befand, was sie noch besaßen. Der Kofferraum des Impalas war leer, weil er vor Jahren einmal eingedrückt worden war und sich seitdem nicht mehr öffnen ließ.

Auf Edwards Wangen waren Abdrücke von der Kiste, auf der sein Kopf gelegen hatte, und eine hellbraune Haarsträhne stand an dieser Stelle in die Höhe. Er war klein für sein Alter, auch viel zu dünn und immer noch ziemlich blaß von einer erst kürzlich überstandenen, lebensbedrohlichen Lungenentzündung. Sie liebte ihn über alles.

Seine ernsten braunen Augen blickten sie über den Kopf von Pferdchen, seinem abgenuckelten Kuscheltierhasen, an, der von klein auf sein unentbehrlicher Begleiter war. »Is' wieder was Schlimmes passiert?«

Mit steifen Lippen rang sie sich ein beruhigendes Lächeln ab. »Bloß eine kleine Autopanne, das ist alles.«

»Müssen wir jetzt sterb'n?«

»Nein, natürlich nicht, mein Schatz. Warum steigst du nicht aus und vertrittst dir ein wenig die Beine, während ich mir die Sache ansehe. Aber bleib von der Straße weg.«

Er nahm Pferdchens verschlissene Hasenohren zwischen die Zähne und kletterte über einen Wäschekorb voller Second-Hand-Kleidung und alter Handtücher. Er hatte erbärmlich dünne, blasse Streichholzbeinchen mit knochigen Knien, und auf seinem Nacken war ein kleiner Leberfleck, den sie besonders gern küßte. Sie reckte sich über die Sitzlehne zurück und half ihm beim Öffnen der Wagentür, die nur wenig besser funktionierte als der kaputte Kofferraumdeckel.

*Müssen wir jetzt sterben?* Wie oft hatte er ihr diese Frage in letzter Zeit gestellt? Edward war von Natur aus ein eher in sich gekehrtes Kind, und die letzten Monate hatten ihn noch scheuer und ängstlicher gemacht, viel zu ernst für sein Alter.

Sie vermutete, daß er Hunger hatte. Die letzte halbwegs anständige Mahlzeit lag schon vier Stunden zurück: eine vertrocknete Orange, eine Tüte Milch und ein Marmeladensandwich, das er an einem Picknicktisch auf einem Rastplatz in der Nähe von Winston-Salem vertilgt hatte. Was für



eine Mutter war sie, daß sie ihrem Kind nichts Besseres bieten konnte?

Eine Mutter, die nur noch neun Dollar und etwas Kleingeld in der Tasche hatte.

Sie sah sich zufällig im Rückspiegel des Wagens und mußte daran denken, daß sie früher einmal als ausgesprochen hübsch gegolten hatte. Jetzt wiesen ihre Mundwinkel Falten auf, die das harte Leben dort eingegraben hatte, ebenso wie in den Augenwinkeln. Groß sahen sie aus, ihre grünen Augen, so groß, als wollten sie ihr ganzes Gesicht verschlingen. Die sommersprossige Haut über ihren Wangenknochen war blaß und so gespannt, daß es schien, als würde sie jeden Moment platzen. Sie hatte kein Geld für Schönheitssalons, und ihre wilde, kastanienrote Haarmähne umrahmte wirr ihr abgemagertes Gesicht. Das einzige, was sie noch an Schminke besaß, war ein moccafarbener Lippenstiftstummel, der ganz unten in ihrer Handtasche lag, doch hatte sie sich schon seit Wochen nicht mehr die Mühe gemacht, ihn zu benutzen. Wozu auch? Obwohl sie erst siebenundzwanzig war, fühlte sie sich wie eine alte Frau.

Sie warf einen Blick hinunter auf ihr ärmelloses Karokleid, das ihr von den knöchigen Schultern hing. Der Stoff war schon ganz ausgebleicht und schlotterte ihr um den mageren Körper. Einer der sechs roten Knöpfe war zerbrochen, und sie hatte ihn durch einen braunen ersetzen müssen. Edward hatte sie erklärt, daß das jetzt »in« war.

Die Tür des Impalas ließ sich nur unter einem protestierenden Quietschen aufdrücken, und sie stieg aus. Sofort spürte sie die Hitze des Asphaltbelags unter ihren dünnen, absatzlosen, weißen Sandalen. Ein Riemchen war gerissen, und sie hatte es wieder zusammengeflickt, doch seitdem rieb ihr der so entstandene Knubbel die Außenseite ihrer großen Zehe auf. Ein kleiner Schmerz verglichen mit dem weit größeren Problem: zu überleben.

Ein Pickup sauste ohne anzuhalten vorbei. Der Fahrtwind

peitschte ihr ihre lockige Haarmähne ums Gesicht, und sie hob den Unterarm, um sich die Haare aus dem Gesicht zu streichen und auch, um ihre Augen vor dem Staub zu schützen, den der vorbeirasende Truck aufwirbelte. Sie blickte hinüber zu Edward. Er stand neben einem Gebüsch, hatte sich Pferdchen unter die Achseln geklemmt und den Kopf weit in den Nacken geneigt, um zu der großen, gelb-lila Anzeigentafel über ihm hinaufstarren zu können, die wie eine explodierende Galaxis von Sternen dort schwebte. In bunten Glühbirnen standen dort die Worte *Pride of Carolina*, der Stolz von Carolina.

Mit einem Gefühl tiefer Resignation öffnete sie die Motorhaube und wich dann vor der dicken, schwarzen Rauchwolke zurück, die hervorquoll. Der Mechaniker in Norfolk hatte sie gewarnt, daß es der Motor nicht mehr lange machen würde, und sie wußte, daß dies nicht ein Problem war, das sich mit Ersatzteilen vom Schrottplatz lösen ließ. Sie ließ den Kopf hängen. Es war nicht nur so, daß sie damit ihr Auto verlor, sondern gleichzeitig auch ihr Zuhause, denn sie und Edward schliefen schon seit fast einer Woche im Wagen. Sie hatte Edward weisgemacht, daß sie Glückspilze wären, weil sie ihr Heim überallhin mitnehmen konnten wie Schildkröten.

Sie ging in die Hocke und versuchte, diesen neuerlichen Schicksalsschlag zu verdauen, einen Schlag, der nur das Ende einer langen Kette ähnlicher Schicksalsschläge bildete, die sie letztlich in dieses Städtchen zurückgeführt hatten, einen Ort, den sie geschworen hatte, nie wieder zu betreten.

»Verschwinde da, Junge.«

Die tiefe, bedrohliche Männerstimme riß sie aus ihrer Verzweiflung. Sie schoß so schnell in die Höhe, daß ihr einen Moment lang schwindlig wurde und sie sich an der Motorhaube festhalten mußte, um nicht umzukippen. Als ihr Kopf wieder klar war, sah sie ihren Sohn wie erstarrt vor einem bedrohlich aussehenden Fremden in Jeans, einem alten blauen Arbeitshemd und einer Spiegelglasbrille stehen.

Sie hastete so rasch um das Auto herum, daß ihre Sandalen auf dem Kies abrutschten und sie beinahe hingefallen wäre. Edward war starr vor Schreck und konnte sich nicht rühren. Der Mann streckte den Arm nach ihm aus.

Früher einmal war sie ein sanftes, ausgesprochen höfliches, ja verträumtes Mädchen vom Lande gewesen, doch das Leben hatte sie hart gemacht, und sie fauchte den Mann an: »Rühren Sie ihn ja nicht an, Sie Bastard!«

Er ließ langsam den Arm sinken. »Ihr Kind?«

»Ja. Und unterstehen Sie sich, ihn anzufassen!«

»Er hat in meine Büsche gepinkelt.« Die rauhe, ausdruckslose Stimme des Fremden besaß die gedehnte Sprechweise der Bewohner der Südstaaten, ohne jedoch eine Spur von Emotion aufzuweisen. »Sehen Sie zu, daß er von dort verschwindet.«

Jetzt erst sah sie, daß Edwards Hosenschlitz offenstand, was ihren zarten kleinen Jungen noch verwundbarer aussehen ließ. Schreckerstartt stand er da, Pferdchen unter die Achsel geklemmt, und starrte zu dem riesigen Mann hoch, der sich vor ihm auftürmte.

Der Fremde war schlank und hochgewachsen, hatte glattes, dunkles Haar und einen verbitterten Zug um den Mund. Sein Gesicht war lang und schmal, eigentlich gutausehend, mit den deutlich hervortretenden Wangenknochen und den kantigen Zügen, für ihren Geschmack aber zu kalt und grausam. Sie war froh, daß er die Spiegelglasbrille trug, denn ein Gefühl sagte ihr, daß sie ihm lieber nicht in die Augen sehen wollte.

Sie packte Edward und zog ihn an sich. Schmerzliche Erfahrung hatte sie gelehrt, daß sie sich nicht herumschubsen lassen durfte, also meinte sie höhnisch: »Sind das Ihre ganz persönlichen Pinkelbüsche? Haben Sie die gepachtet? Sie wollten Sie selbst benutzen, oder was?«

Sein Mund bewegte sich kaum, als er antwortete. »Das ist mein Grundstück. Verschwinden Sie von hier.«

»Würd ich ja liebend gern, aber mein Auto hat andere Ideen.«

Der Besitzer des Autokinos blickte ohne Interesse auf den zusammengebrochenen Impala. »Da ist 'n Telefon im Ticketschalter und auch die Nummer von Dealy's Autowerkstatt. Halten Sie sich von meinem Grundstück fern, während Sie auf den Abschleppdienst warten.«

Er wandte sich auf dem Absatz um und stapfte davon. Erst nachdem er hinter der riesigen Filmleinwand verschwunden war, ließ sie ihr Kind wieder los.

»Ist schon okay, mein Schatz. Kümmere dich nicht um den. Du hast nichts Falsches gemacht.«

Edwards Gesicht war bleich; seine Unterlippe zitterte. »D-der Mann hat mir angst gemacht.«

Sie fuhr ihm mit den Fingern durchs Haar und kämmte die aufgerichtete Haarsträhne zurück. »Ja, das weiß ich, aber er ist bloß ein dummer Pißkopf, und ich war ja da, um dich zu beschützen.«

»Du hast doch gesagt, ich soll nich' Pißkopf sagen.«

»Nun, hier handelt es sich um mildernde Umstände.«

»Was sind mildernde Umstände?«

»Das heißt, daß er wirklich ein Pißkopf ist.«

»Ach so.«

Sie blickte hinüber zu dem kleinen, hölzernen Ticketschalter, in dem sich das Telefon befand. Er war frisch gestrichen worden, in Senfgelb und Lila, denselben knalligen Tönen wie auf dem Schild, doch sie machte keine Anstalten, dorthin zugehen. Sie hatte weder Geld fürs Abschleppen noch für die Reparatur, und ihre Kreditkarten hatte man ihr schon vor langer Zeit weggenommen. Da sie Edward nicht einer zweiten Begegnung mit dem knurrigen Besitzer des Autokinos aussetzen wollte, zog sie ihn weiter, ein Stück die Straße entlang. »Meine Beine sind ganz steif vom langen Sitzen im Auto. Ich könnte einen kleinen Spaziergang vertragen. Was meinst du?«

»Okay.«

Er schlurfte zögernd den staubigen Straßenrand entlang, und da wußte sie, daß er noch immer verängstigt war. Ihr Zorn auf Pißkopf wuchs. Was für ein Arschloch benimmt sich so einem Kind gegenüber?

Sie griff durchs offene Wagenfenster und holte eine blaue Plastikflasche mit Wasser und die letzten paar schrumpeligen Orangen heraus, die sie von einem Obststand mit heruntergesetzten Waren ergattert hatte. Während sie ihr Kind zu einer kleinen Baumgruppe auf der anderen Seite der Landstraße dirigierte, machte sie sich erneut heftige Vorwürfe, weil sie Clyde Rorsch nicht nachgegeben hatte, der bis vor sechs Tagen ihr Boß gewesen war. Sie hatte ihm eins über den Kopf gehauen, als er versuchte, sie zu vergewaltigen, dann hatte sie sich Edward geschnappt und Richmond für immer den Rücken gekehrt.

Jetzt wünschte sie, sie hätte nachgegeben. Wenn sie mit ihm geschlafen hätte, dann könnten sie und Edward jetzt mietfrei in einem Zimmer in Rorsch's Motel wohnen, wo sie als Zimmermädchen gearbeitet hatte. Warum hatte sie nicht einfach die Augen zugemacht und ihn gewähren lassen? Skrupel waren ein Luxus, den man sich nicht leisten konnte, wenn das eigene Kind Hunger litt und kein Dach über dem Kopf hatte.

Sie schaffte es bis Norfolk, als der Kühler ihres klappri-gen Impalas den Geist aufgab, und die Reparatur verschlang einiges von ihren ohnehin mageren Geldreserven. Sie wußte, daß andere Frauen in ihrer Lage um finanzielle Unterstützung beim Staat ersucht hätten, doch das kam für sie nicht in Frage. Vor zwei Jahren, als sie und Edward in Baltimore wohnten, war sie gezwungen gewesen, genau das zu tun. Die Dame vom Sozialamt hatte sie damals mit der Frage überrascht, ob sie denn überhaupt in der Lage wäre, für Edward zu sorgen. Sie meinte, es wäre kein Problem, den Jungen vorübergehend in eine Pflegefamilie zu geben, bis Rachel wieder auf die Füße gekommen war. Sie mochte es ja gut ge-

meint haben, doch Rachel erschreckten ihre Worte zu Tode. Bis zu diesem Augenblick war es ihr nie in den Sinn gekommen, daß man versuchen könnte, ihr Edward wegzunehmen. Sie war noch am selben Tag aus Baltimore geflohen und hatte geschworen, sich nie wieder an eine staatliche Stelle um Unterstützung zu wenden.

Seitdem ernährte sie sich und ihr Kind mit mehreren, mies bezahlten Jobs, was ihr gerade genug zum Überleben einbrachte, aber nicht genug, um etwas beiseite zu legen, so daß sie wieder zur Schule gehen und einen ordentlichen Beruf lernen konnte. Ein weiteres, großes Problem war, eine gute Betreuung für Edward zu finden, während sie arbeitete. Dafür ging eine Menge von ihrem ohnehin mageren Lohn drauf, und es machte sie außerdem krank vor Sorge – eine Babysitterin beispielsweise hatte Edward den ganzen Tag vor den Fernseher gesetzt, während eine andere ihren Freund schickte und selbst einfach verschwand. Dann hatte Edward auch noch Lungenentzündung bekommen.

Als er das Krankenhaus schließlich wieder verlassen durfte, hatte sie ihren Job bei einer Fast-Food-Kette wegen zu häufigen Fehlens verloren. Die Krankenhauskosten hatten alles verschlungen, was sie besaß, einschließlich ihrer jämmerlich kleinen Ersparnisse, und sie saß obendrein auf einer Arztrechnung, die sie nie im Leben würde bezahlen können. Außerdem brauchte das Kind auch jetzt noch sorgfältige Pflege, um sich wieder ganz erholen zu können, und zu allem Übel hatte man ihr einen Räumungsbescheid wegen unterlassener Mietzahlungen in ihr heruntergekommenes, kleines Apartment geschickt.

Sie hatte Clyde Rorsch angefleht, sie in einem der kleineren Motelzimmer mietfrei wohnen zu lassen, und versprochen, dafür ihre Arbeitszeit verdoppeln. Aber er wollte mehr als das – er wollte Sex auf Abruf. Als sie sich weigerte, wurde er wild, und sie mußte ihm das Bürotelefon überziehen, um ihn sich vom Leib zu halten.

Sie erinnerte sich daran, wie ihm das Blut über eine Gesichtsseite gelaufen war, und an seinen haßerfüllten Blick, als er ihr drohte, sie einsperren zu lassen. »Wollen doch mal sehen, wie du dich um dein Zuckerpüppchen kümmerst, wenn du im Knast sitzt!«

Wenn sie doch bloß stillgehalten und ihn hätte gewähren lassen. Was ihr noch vor einer Woche undenkbar erschienen war, kam ihr nun gar nicht mehr so abscheulich vor. Sie war hart im Nehmen. Sie hätte es überlebt. Seit es Menschen gibt, benutzten Frauen ihre Körper als Tauschobjekte, und auf einmal fiel es ihr schwer, sich vorzustellen, daß sie diese Frauen früher einmal verdammt hatte.

Sie setzte sich mit Edward unter einen Roßkastanienbaum, schraubte die Plastikflasche auf und reichte sie ihm. Als sie die Orange schälte, konnte sie der Versuchung nicht länger widerstehen, den Blick zu den Bergen hinaufzurichten.

Die Sonne fiel glitzernd und gleißend auf einen beeindruckenden Glasbau, den Tempel von Salvation. Er stand also immer noch, obwohl sie gehört hatte, daß er nun eine Kartonfabrik beherbergte. Vor fünf Jahren war dies das Hauptquartier und die Übertragungsstation von G. Dwayne Snopes gewesen, einem der reichsten und bekanntesten Fernsehprediger des Landes. Rachel drängte die unerfreulichen Erinnerungen beiseite und reichte Edward einen Orangenschnitt nach dem anderen. Er saugte so entzückt daran, als wäre es ein Schokoriegel statt einer alten, vertrockneten Orange, die eigentlich in den Abfall gehört hätte.

Während der letzte Schnitt in seinem Mund verschwand, wanderte ihr Blick wie zufällig zum Eingangstor des Auto-kinos.

WIR ERÖFFNEN IN KÜRZE  
AUSHILFE AB SOFORT GESUCHT

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Warum hatte sie das Schild nicht schon früher bemerkt? Ein Job! Vielleicht wendete sich das Blatt ja doch endlich zu ihren Gunsten.

Sie weigerte sich, an den groben Kerl zu denken, dem der Laden gehörte. Den Luxus, wählerisch zu sein, konnte sie sich schon seit Jahren nicht mehr leisten. Ohne den Blick von dem Schild abzuwenden, tätschelte sie Edward am Knie. Es war warm von der Sonne.

»Schatz, ich muß noch mal mit dem Mann reden.«

»Will ich nich'.«

Sie blickte in sein kleines, besorgtes Gesichtchen. »Er ist doch bloß ein Aufschneider. Hab keine Angst. Mit dem werd ich im Handumdrehen fertig.«

»Bleib da.«

»Ich kann nicht, Bärchen. Ich brauch 'nen Job.«

Er sagte nichts mehr, und sie fragte sich, was sie mit ihm tun sollte, während sie Pißkopf aufsuchte. Edward war ein braves und gehorsames Kind, und sie überlegte kurz, ob sie ihn nicht einfach ins Auto setzen sollte, doch der Wagen stand zu nah an der Straße. Nein, sie mußte ihn schon mitnehmen.

Mit einem aufmunternden Lächeln zog sie ihn auf die Füße. Sie machten sich auf den Weg zur anderen Straßenseite, und während sie auf das Autokino zumarschierten, kam es ihr nicht in den Sinn, ein Stoßgebet gen Himmel zu schicken. Rachel hatte längst aufgehört zu beten. G. Dwayne Snopes hatte ihr den letzten Rest ihres Glaubens an Gott und die göttliche Gerechtigkeit genommen, und nicht einmal ein Saatkörnchen war übriggeblieben.

Das geflickte Riemchen an ihrer Sandale scheuerte ihr die Zehe noch mehr auf, während sie Edward über die staubige Auffahrt und am Ticketschalter vorbei führte. Das Autokino mußte schon vor mindestens zwanzig oder dreißig Jahren gebaut worden und wohl mindestens zehn Jahre lang nicht in Betrieb gewesen sein. Jetzt sah man am frisch gestrichenen



Tickethäuschen und an dem neuen Drahtzaun, der sich um das große Grundstück spannte, daß offenbar Renovierungsarbeiten im Gang waren, dennoch hatte sie den Eindruck, daß noch jede Menge Arbeit zu erledigen war.

Die riesige Filmleinwand war repariert worden, aber die große freie Fläche mit den gleichmäßig angeordneten Reihen von Lautsprecheranschlußpfosten war von Unkraut überwuchert. In der Mitte des Platzes stand ein einstöckiges Betonhäuschen, das schon damals die Snack-Bar und den Projektionsraum beherbergt hatte. Die wohl früher einmal weiße Fassade war nun grau und verschmutzt. Aus der weitgeöffneten Doppeltür an der Seite des Gebäudes drang laut dröhnende Rockmusik.

Unter der Leinwand erspähte sie einen heruntergekommenen Spielplatz. Es gab dort einen leeren Sandkasten und ein halbes Dutzend Fiberglasdelphine auf dicken Federn. Sie vermutete, daß die Delphine früher einmal leuchtend hellblau gewesen sein mußten, doch war die Farbe über die Jahre zu einem unscheinbaren Graublau verblaßt. Ein rostiges Klettergerüst, der Rahmen einer Schaukel, ein kaputtes Karussell und eine Betonschildkröte vervollständigten die erbärmliche Ansammlung.

»Geh auf den Spielplatz spielen, während ich mit dem Mann rede, Edward. Ich bleib nicht lange.«

Seine Augen flehten sie stumm an, ihn nicht allein zu lassen. Sie lächelte und gestikulierte in Richtung Spielplatz.

Andere Kinder mochten lauthals protestieren, wenn sie nicht ihren Willen bekamen, doch Edward hatte seinen natürlichen Widerspruchsgeist in den letzten paar Jahren Stück um Stück verloren. Er rieb mit den Zähnen über seine Unterlippe und ließ den Kopf hängen, ein Anblick, der ihr das Herz bluten ließ, so daß sie es nicht fertigbrachte, ihn fortzuschicken.

»Also gut, dann komm eben mit und setz dich vor die Tür.«

Seine kleine Hand umkrallte die ihre, als sie ihn auf den Betonbau zuzog. Sie spürte, wie ihr der Staub in die Lunge drang. Die Sonne brannte heiß auf ihren Kopf, und die Musik dröhnte in ihren Ohren.

An der Tür angekommen, ließ sie Edwards Hand los und beugte sich zu ihm hinunter, damit er sie über das schrille Kreischen der Elektrogitarren und das Scheppern des Schlagzeugs hören konnte. »Bleib hier, Bärchen.«

Er krallte sich an den Rock ihres Kleides. Mit einem beruhigenden Lächeln löste sie sanft seine Finger und trat in das Gebäude.

Die Snackbar mit den Automaten schien neu zu sein, doch an den schmutzigen Betonwänden hingen noch immer uralte Filmplakate und Flugzettel. Auf der neuen, schneeweißen Anrichte der Bar lag eine Sonnenbrille mit verspiegelten Gläsern, daneben eine noch ungeöffnete Tüte Kartoffelchips sowie ein in Frischhaltefolie gepacktes Sandwich und ein Radio, das die ohrenbetäubende Musik ausspuckte wie Gas, das in eine Todeszelle geleitet wird.

Der Inhaber des Autokinos stand auf einer Klappleiter und war gerade dabei, die Abdeckung einer Neonröhre an der Decke zu befestigen. Er wandte ihr den Rücken zu, was ihr die Gelegenheit gab, dieses neuerliche Hindernis zu begutachten, das ihr vom Leben in den Weg gestellt worden war.

Sie erblickte ein Paar farbbespritzter brauner Arbeitsschuhe und abgewetzte Jeans, in denen lange muskulöse Beine steckten. Die Hüften des Mannes waren schmal, und seine Rückenmuskeln spannten sich unter seinem Hemd, als er den Röhrenschirm mit der einen Hand an die Decke drückte und ihn mit dem Schraubenzieher in der anderen Hand festschraubte. Seine hochgerollten Hemdsärmel enthüllten tiefgebräunte Unterarme und kräftige Handgelenke sowie große Hände mit überraschend langen, eleganten Fingern. Sein ein wenig ungleich geschnittenes, dunkelbraunes

Haar reichte über den Kragen seines Hemds. Es war glatt und wies ein paar graue Fäden auf, obwohl der Mann nicht älter als Anfang bis Mitte Dreißig zu sein schien.

Sie schritt zum Radio und drehte die Lautstärke herunter. Ein Mensch mit weniger starkem Nervenkostüm hätte vielleicht vor Schreck den Schraubenzieher fallen lassen oder einen Überraschungslaut von sich gegeben, doch dieser Mann tat keines von beidem. Er wandte einfach nur den Kopf herum und starrte sie an.

Sie blickte in ein Paar silbergrauer Augen und wünschte, er hätte die Sonnenbrille nicht abgesetzt. In seinen Augen war keine Spur von Leben. Sie waren hart und leer. Selbst jetzt, wo ihr das Wasser bis zum Hals stand, wollte sie nicht glauben, daß ihre Augen genauso aussahen – vollkommen gefühllos, bar jeder Hoffnung.

»Was wollen Sie?«

Beim Klang dieser flachen, emotionslosen Stimme lief ihr ein Schauer über den Rücken, doch sie zwang sich zu einem sorglosen Lächeln. »Freut mich auch, Sie kennenzulernen. Ich bin Rachel Stone. Der Fünfjährige, den Sie terrorisiert haben, ist mein Sohn Edward, und der Hase, den er mit sich rumschleppt, heißt Pferdchen. Nicht fragen.«

Falls sie gehofft hatte, ihm ein Lächeln zu entlocken, wurde sie enttäuscht. Es fiel ihr schwer, sich vorzustellen, daß dieser harte Mund jemals lächelte. »Ich dachte, ich hätte Ihnen gesagt, daß Sie sich von meinem Grundstück fernhalten sollen.«

Alles an ihm irritierte sie, was sie jedoch tapfer hinter einem unschuldigen Gesichtsausdruck zu verbergen wußte. »Tatsächlich? Muß mir wohl entfallen sein.«

»Hören Sie, Lady –«

»Rachel. Oder Mrs. Stone, falls Ihnen Formalität lieber ist. Nun, wie es der Zufall will, ist heute Ihr Glückstag, denn ich bin eine versöhnliche Natur und daher bereit, Ihre Macho-Allüren zu vergessen. Wo soll ich anfangen?«

»Wovon reden Sie?«

»Von dem Schild am Eingang. Ich bin ab sofort Ihre gesuchte Aushilfe. Meiner Meinung nach gehört als erstes mal der Spielplatz gesäubert. Haben Sie eine Ahnung, was Sie sich zuschulden kommen lassen mit all den verrosteten Geräten?«

»Ich werde Sie nicht einstellen.«

»Aber sicher werden Sie.«

»Und wie kommen Sie darauf?« fragte er ohne sonderliches Interesse.

»Weil Sie offensichtlich ein intelligenter Mensch sind, trotz Ihrer groben Umgangsformen, und jeder, der auch nur ein Körnchen Intelligenz hat, kann sehen, daß ich schufteln kann wie ein Pferd.«

»Alles, was ich sehen kann, ist, daß ich einen Mann brauche.«

Sie lächelte zuckersüß. »Brauchen wir das nicht alle?«

Er war nicht amüsiert, doch schien ihn ihre schnoddrige Klappe auch nicht zu verärgern. Sein Gesicht blieb vollkommen ausdruckslos. »Ich stelle nur einen Mann ein.«

»Ich werd so tun, als ob ich das nicht gehört hätte, da Geschlechterdiskriminierung in diesem Lande illegal ist.«

»Dann verklagen Sie mich doch.«

Ein anderer mochte an diesem Punkt aufgegeben haben, aber Rachel hatte nur mehr knappe zehn Dollar in der Brieftasche, ein hungriges Kind und ein Auto, das nicht mehr funktionierte.

»Sie machen einen Riesenfehler. So ein Schnäppchen wie mich machen Sie nicht alle Tage.«

»Ich weiß nicht, wie ich's noch deutlicher sagen soll, Lady. Ich werde Sie nicht einstellen.« Er legte den Schraubenzieher auf den Tresen, griff in seine Gesäßtasche und zog eine Brieftasche heraus, die sich seiner Körperform angepaßt hatte. »Hier ist 'n Zwanziger. Nehmen Sie das Geld und schieben Sie ab.«

Sie brauchte die zwanzig Dollar, aber eine Arbeit brauchte sie noch dringender, und sie schüttelte den Kopf. »Behalten Sie Ihr Almosen, Mr. Rockefeller. Ich will 'nen festen Job.«

»Dann suchen Sie sich den woanders. Bei mir muß man harte körperliche Arbeit verrichten. Der Vorplatz muß gesäubert werden, der Bau hier braucht 'nen Anstrich, das Dach ein paar neue Schindeln. Nur ein Mann kann so 'ne Arbeit verrichten.«

»Ich bin viel kräftiger, als ich aussehe, und ich arbeite härter als jeder Mann, den Sie finden können. Und außerdem bin ich ziemlich gut, wenn es gilt, aus einem groben Klotz einen netten Menschen zu machen.«

Kaum waren die Worte heraus, hätte sie sich am liebsten auf die Zunge gebissen, denn seine Miene wurde noch ausdrucksloser.

Seine Lippen bewegten sich kaum, und sie mußte bei seinem Anblick an einen schlitzäugigen Revolverhelden mit einem abgründtiefen Haß auf das Leben denken. »Hat man Ihnen schon mal gesagt, daß Sie ein ausgesprochen freches Mundwerk haben?«

»Das kommt von meinem ausgesprochen scharfen Verstand.«

»Mommy?«

Der Inhaber des Autokinos erstarrte. Sie wandte sich um und sah Edward im Türrahmen stehen, Pferdchen in der Hand und tiefe Sorgenfalten im Gesicht. Er wandte den Blick nicht von dem Mann ab, als er sagte: »Mommy, ich muß dich was fragen.«

Sie ging zu ihm. »Was ist denn los?«

Er senkte seine Stimme zu einem lauten Flüstern ab, wie es Kinder taten, und sie wußte, daß der Mann ihn deutlich hören konnte. »Bist du sicher, daß wir nich' sterb'n müssen?«

Ihr Herz krampfte sich zusammen. »Da bin ich ganz sicher.«

Es war einfach verrückt von ihr, hierherzukommen. Wie sollte sie sich und ihren Sohn über Wasser halten, bis sie fand, was sie suchte? Keiner, der sie kannte, würde ihr einen Job geben, was bedeutete, daß ihre einzige Chance darin bestand, jemanden zu finden, der erst kürzlich hierhergezogen war. Was sie wiederum zum Inhaber des *Pride of Carolina* zurückbrachte.

Der Mann stakste zu dem alten schwarzen Wandtelefon. Als sie sich umdrehte, um zu sehen, was er vorhatte, fiel ihr Blick auf ein altes lila Flugblatt. Die Eselsohren konnten das gutaussiehende Antlitz von G. Dwayne Snopes, dem verstorbenen Fernsehprediger, nicht verbergen.

*Schalten Sie ein und schließen Sie sich den Gläubigen im  
Tempel von Salvation an!*

*Wir bringen Gottes Botschaft in alle Winkel der Erde!*

»Dealy, hier ist Gabe Bonner. Da ist eine Frau bei mir, die 'ne Autopanne hatte. Sie braucht 'nen Abschleppwagen.«

Zwei Dinge überfielen sie gleichzeitig – die Tatsache, daß sie keinen Abschleppwagen wollte, und der Name des Mannes, Gabriel Bonner. Was hatte ein Mitglied von Salvations prominentester Familie mit einem Autokino zu schaffen?

Soweit sie sich erinnerte, gab es drei Bonner-Brüder, aber nur der Jüngste, Reverend Ethan Bonner, hatte zu ihrer Zeit in Salvation gelebt. Cal, der Älteste, war professioneller Footballspieler gewesen. Obwohl sie wußte, daß er öfter herkam, hatte sie ihn nie persönlich kennengelernt, wußte aber von Fotos, wie er aussah. Der Vater der drei, Dr. Jim Bonner, war der am meisten geachtete Arzt im Landkreis, und die Mutter, Lynn, gab in der High Society des Städtchens den Ton an. Ihre Finger umkrampften Edwards Schultern, als ihr klar wurde, daß sie hier Feindesland betrat.

»...dann schicken Sie die Rechnung an mich. Und, Dealy, wenn Sie schon dabei sind, bringen Sie die Frau und ihren